

Hingewiesen sei noch einmal etwa auf den Familienlohn, der ja nur dann möglich ist, wenn alle den Arbeitsertrag betreffenden Faktoren aufeinander abgestimmt werden, was natürlich nur durch eine entsprechende positive Gesetzgebung erreicht werden kann.

Im 19. Jahrhundert, im Zeitalter des Individualismus und Liberalismus, war es allein das Naturrecht, das die Rechte der Gemeinschaft, die Pflicht zur Mitwirkung am Gemeinwohl, die Notwendigkeit einer starken Autorität und deren Quelle in Gott, betonte. Die Feindschaft des Liberalismus gegen die Kirche hatte nicht zuletzt ihren Grund auch darin, daß sich die Kirche für diese naturrechtlichen Gegebenheiten einsetzte. „Es scheint unglaublich, aber es ist doch so, daß die Kirche, die während des ganzen 19. Jahrhunderts als die Feindin des Fortschritts angegriffen wurde, heute die einzige ist, die die fundamentalen Menschenrechte verteidigt; „ich kämpfe für die primitivsten Menschenrechte“, sagte im Jahre 1933 im kleinen Kreis P. Friedrich Muckermann S.J., der große Vorkämpfer gegen allen Totalitarismus, „sei er nun nationalsozialistischer oder kommunistischer Prägung.“¹⁴

Die Ablehnung aller Extreme ist ein immanentes Zeugnis für die Seinsgerechtigkeit und Orientierung an der Wirklichkeit des sozialen Lebens, wie sie dem wahren Naturrecht eigen ist, während die Extreme eben als aprioristische Konstruktionen oder als Zwangssysteme dem Sein, der Wirklichkeit, nicht entsprechen. Von hier aus ist es klar, daß nur die im Naturrecht gegebene Schöpfungsordnung des sozialen Lebens dem Totalitarismus widerstehen und ihn überwinden kann, um so die Würde, Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Person zu erhalten oder wiederherzustellen. Eine rein formale, beschreibende Soziologie wird dazu niemals imstande sein, erst recht nicht, wenn sie im Schafsgewand einer spiritualistischen, supernaturalistischen Auffassung das irdische, weltliche Geschehen so sehr relativiert, daß es für das christliche Leben völlig bedeutungslos wird.

Bacalar

Priester und Laien in gemeinsamer Missionsarbeit

Von EVA-MARIA JUNG

Bacalar ist ein unbekanntes, armseliges Dorf (pueblo) im mexikanischen Dschungel, abgeschnitten von aller Zivilisation. Es gehört zum Territorium von Quintana Roo, das im Süden der Halbinsel Yukatan am Karibischen Meer liegt. Das Territorium umfaßt 8500 qkm, hat aber nur 19000 Einwoh-

¹⁴ Es ist deshalb auch geschichtlich falsch, die Kirche zu beschuldigen, dem Individualismus verfallen zu sein. Die Kirche hat sich immer für den absoluten Wert der Person, aber ebenso auch für die Rechte der Gemeinschaft eingesetzt. Und gerade deshalb hat die abendländische Kultur, für die das christliche Element wesentlich ist, in der Freiheit der Person einen Wert herausgestellt, der von allgemein menschlicher Bedeutung ist, und den zu erlangen heute die Hoffnung und die Sehnsucht so vieler Völker ist.

ner, das heißt eine Person für je einen halben qkm. In diesem riesigen Gebiet gibt es nur vier Pfarreien mit zusammen acht Priestern, davon drei in der „Hauptstadt“ Chetumal. Die Pfarrei von Bacalar zählt 3000 Seelen in 10 pueblos, die so weit zerstreut liegen, daß man drei Tagereisen braucht, um mit allen vorhandenen Transportmitteln (Auto, Traktor, Bulldozer, Pferd, Kanu) von einem Ende zum andern zu gelangen; ein Priester kommt höchstens dreimal im Jahr in jedes pueblo. Die Pfarrgrenze von Bacalar deckt sich mit der Grenze von Mexiko und British Honduras, überschneidet aber zwei mexikanische Staatsgrenzen. Der zuständige Bischof wohnt im Staat Campeche und kommt höchstens zur Firmung alle 2—4 Jahre einmal mit dem Flugzeug nach Bacalar. Sonst besteht keine Verbindung mit ihm. Wenn auch das Land nominell zu 99 % katholisch ist, so praktizieren doch kaum 10 %. Da durch die Kirchenverfolgung und allgemeine Indifferenz der Priesternachwuchs ausgeblieben ist, versieht neuerdings die Maryknoll Missionary Society die verödeten Pfarrstellen auf der ganzen Halbinsel Yukatan. Damit ist Mexiko wieder ein Missionsland geworden wie vor 400 Jahren. Jenseits der Grenze, in British Honduras, liegt das Missionsgebiet der Jesuiten, die paradoxerweise unter der protestantischen Krone von Großbritannien ihre Missionsarbeit ungestört entfalten konnten, während die Kirche in dem angeblich katholischen Mexiko einer Verfolgung nach der andern ausgesetzt war und erst seit knapp zehn Jahren wieder Fuß zu fassen beginnt. Zwischen Bacalar und der Jesuitenmissionsstation Belize ist bereits ein reger Austausch von Ideen und Mitarbeitern im Gange.

Bacalar besitzt trotzdem eine gewisse Tradition ganz eigener Art, die aber hier nur andeutungsweise, als Hintergrund und zum Kontrast, erwähnt werden soll. Als die Spanier Mexiko eroberten, bauten sie 1544 eine Festung in „Bakhalal“, einem Dorf der Maya-Indianer, aus dem im Laufe von 300 Jahren eine blühende Garnisonsstadt entstand, die schätzungsweise 4500 Einwohner, mindestens drei Pfarrkirchen und ein Franziskanerkloster zählte. Die Ruinen der herrschaftlichen Häuser künden noch heute von dem Wohlstand und dem künstlerischen Sinn ihrer einstigen Erbauer. Am Karfreitag 1858, dem einzigen Tag des Jahres, an dem selbst die Männer vollzählig in der Kirche versammelt waren, überfielen die Indianer die Stadt und brannten alles nieder, selbst die Kirchen mit ihren Betern. Wer zu fliehen versuchte, soll ans Kreuz geschlagen worden sein.

Fast 100 Jahre lang glich Bacalar einer Gespensterstadt. Selbst die Fische im See starben aus. Keine Kirche gab es weit und breit. Nur gelegentlich kam ein Priester aus Chetumal durch die Gegend gezogen, um zu taufen; zum Religionsunterricht hatte er keine Zeit, und zum Einsegnen der Ehen war es meistens zu spät. Dieses Chaos von Gesetzlosigkeit, Unwissenheit und Aberglauben konnte selbst durch die Kirchenverfolgung der zwanziger Jahre kaum mehr verschlimmert werden.

Heute ist Bacalar nach seinem hundertjährigen Todesschlaf zu neuem Leben erwacht und ist auf dem besten Wege, eine Musterpfarre zu werden.

Zunächst kamen die Nachkommen der einstigen Zerstörer der Stadt aus dem Dschungel hervor. Es gesellten sich Arbeitslose, Abenteurer, Gesetzesflüchtige hinzu, alles arme Leute, die von der Freiheit von Gesetz und Steuer, sowie von der kostenlosen Verteilung des Bodens angelockt wurden. Es sind meistens keine reinrassigen Indianer mehr, sondern Mischlinge, die aber stolz darauf sind, „Mestizos“ zu sein, und die „Gringos“, das sind die Nord-Amerikaner, verachten. Die Frauen tragen noch das traditionelle Gewand, „Ipil“ genannt. Untereinander sprechen sie meist noch Maya, den Dialekt der Maya-Indianer. Die neuen Bewohner von Bacalar besitzen weder die Fähigkeit noch den Ehrgeiz, die alten Paläste wieder aufzubauen. Sie nisten sich in den Ruinen ein oder errichten, in seltsamem Gegensatz zu den alten massiven Bauten der Spanier, dürftige Hütten aus Pfählen mit Dächern aus Palmblättern, durch die Wind, Regen und Moskitos dringen; oft haben die Hütten weder Türen noch Fenster noch Einrichtung, außer Hängematten, Tischen und Hockern. Bacalar zählt jetzt 770 Einwohner. Auch die spanische Festung ist wieder belegt. Allerdings besteht die neue Garnison nur aus neun untätigen Soldaten und einem Feldwebel, der gleichzeitig der Kommandant, el Primero, des Ortes ist. Die Regierung stellt auch einen Arzt. (Es gehört zur Ausbildung der mexikanischen Ärzte, daß sie nach dem Doktorexamen ein Pflichtjahr in den entlegenen pueblos verbringen müssen.) Es gibt sogar eine Schule in Bacalar, die aber nur aus einem einzigen Raum besteht, in dem die Kinder vom 6. bis 10. Lebensjahr Spanisch, Lesen und Schreiben lernen können, wenn sie Lust dazu haben und soweit das dürftige Unterrichtsmaterial ausreicht.

Dem pueblo fehlt die organische Mitte. Es gibt kein Rathaus, kein Postamt, nicht einmal eine Gaststätte (Alkohol ist verboten) und auch kein Kino. Die einzige Kirche, deren Mauern noch erhalten sind, liegt am Rande, abseits des Lebens des pueblo. Bacalar galt als eine „Friedhofspfarrei“, in der nicht nur die Gemeinde, sondern auch der Pfarrer selbst zugrunde zu gehen drohte. Der erste Priester, der vor zehn Jahren kam, stand völlig allein. Die Leute waren es nicht gewöhnt, zur Kirche und zum Pfarrer zu gehen. Sie lebten stumpfsinnig dahin, enttäuscht durch den erfolglosen Kampf mit dem unfruchtbaren Boden, erschöpft durch das feucht-heiße Klima, krank an Unterernährung und Malaria, ohne Lebensfreude, ohne Energie, ohne Ziel.

Das war die Lage, als 1951 Pater Heßler von der Maryknoll Mission nach Bacalar kam, um seinen Mitbruder abzulösen. Er hatte in den Jahren seiner Missionsarbeit in China und in der Gefangenschaft erkannt, daß vor allem der Mangel an apostolisch gesinnten und ausgebildeten Laienkräften an dem Versagen der Mission in Asien schuld war. Daher hatte er sich mit ganzem Eifer zwei Ideen verschrieben: dem Laienapostolat und, damit verbunden, der liturgischen Bewegung. Mit diesen beiden Ideen begann er die Revolutionierung seiner Pfarrei. Er setzte sogleich die Forderung der Enzyklika „Evangelii Praecones“ von Papst Pius XII. aus eben jenem Jahr 1951 in die

Praxis um: daß die Missionare auch „fähige“ Laien zur Missionsarbeit heranziehen sollten, und zwar nicht nur Ärzte, Krankenschwestern und Lehrer, sondern Laien aller Berufe, die zur Herstellung einer „sozialen Ordnung“ in den Missionsländern beitragen könnten. Zwar gab es in Europa schon mehrere Organisationen von „Laienmissionaren“ (besonders das Missionsärztliche Institut in Würzburg), aber in Amerika ist P. Heßlers Unternehmen etwas ganz Neues. Während die europäischen Missionsgesellschaften nur Laien bestimmter Berufe aufnehmen und sie individuell, nicht aber als Gemeinschaft hinausschicken, handelt es sich in P. Heßlers Fall um ganze Familien, die ein fast monastisches Gemeinschaftsleben führen und bei denen auch die Ehefrauen, eigens für diesen Zweck ausgebildet, Mitträgerinnen der Mission sind.

P. Heßler war der Ansicht, ohne die Hilfe von geschulten Laien in Bacalar „verloren“ zu sein, und bat sofort Grailville um einige spanisch-sprechende Mädchen als Katechetinnen. Grailville ist eine Schule für das Laienapostolat in Ohio, USA, die eine besondere Abteilung zur Ausbildung von Missionarinnen hat. 1952 kamen die ersten beiden Laienmissionarinnen, Consuelo und Adriana in Bacalar an. Sie gründeten sogleich ein Heim für einheimische Katechetinnen, durch das im Laufe von zwei Jahren an die 25 Mädchen gegangen sind, die nach kürzerer oder längerer Schulung in ihre pueblos zurückgeschickt wurden, um dort apostolisch zu wirken. Sie halten Katechismusunterricht, machen Hausbesuche, sorgen für die Paramente, backen Hostien, drehen Kerzen und packen an, wo immer es nötig ist. Eine besondere Ehre, aber auch Anstrengung ist es, wenn sie P. Heßler auf Missionsfahrt begleiten oder ihm vorausereisen müssen, um die Leute auf Taufen, Erstkommunionen und Trauungen vorzubereiten. Dabei werden sie von Don Feliz unterstützt, dem einzigen einheimischen Katecheten. Er ist ein echter Indianer, stets heiter und herzensgut. Behend und barfüßig durchwatet er die Sümpfe, mit seinem riesigen Haumesser (machete) schlägt er sich den Weg durch das Dickicht, und mit Feuerraketen kündigt er die Ankunft des „Padrecito“ (Väterchen) an.

Don Arturo, ein Mathematiker, traf gleich nach den ersten Katechetinnen in Bacalar ein und machte sich um die Einheimischen verdient durch die Anlegung einer Zisterne für das Regenwasser vom Kirchdach und durch die Gründung einer Kreditunion und einer Mais-Genossenschaft zur Stabilisierung der Mais-Preise. Don Arturo lernte in Bacalar Emilia kennen, eine der Katechetinnen aus Grailville. Ihre liturgische Verlobungsfeier in der Kirche war begreiflicherweise eine Sensation. Sie sollte dazu dienen, den Einheimischen die Heiligkeit des Braut- und Ehestandes vor Augen zu führen. Die Ruine, in der sie jetzt leben, wird von den Leuten als das Rathaus des pueblo betrachtet, das ihnen jederzeit offensteht.

Die größte Not der Mission ist nämlich der Mangel an einheimischen Familien, die apostolisch gesinnt sind. Um diesen ein lebendiges Vorbild zu geben, bedarf es der Missionarsfamilien, die mit den Einheimischen die glei-

chen Familiensorgen teilen, deren Kinder zusammen spielen und so eine Brücke schlagen, auf der die Missionare leichter Zugang zu den Herzen und Heimen der Eltern finden.

Mit der Ankunft von Joe und Therese begann die katholische Familienbewegung in Bacalar. (Das war noch, bevor Emilia und Arturo heirateten.) Joe gab sein Jurastudium auf. Seine Frau ist in Grailville ausgebildet. Sie ist sehr kunstfertig und sorgt für den liturgischen Schmuck in Kirche und Häusern, für liturgische Taufgewänder, Plakate und vieles mehr. Auch hat sie gelernt, Tortillas am offenen Feuer zu backen (Tortilla ist der Brotersatz der Einheimischen, der zusammen mit schwarzen Bohnen oft ihre einzige Nahrung ist.) Therese und Joe wohnen mit ihren zwei Kindern recht primitiv, aber romantisch, in einer Hütte in einem Kokospalmenhain am See. Joe organisiert die untätige Dorfjugend und lehrt sie nicht nur den Altardienst, sondern auch Schreinerei und Mechanik. Er hat dafür gesorgt, daß das pueblo täglich ein paar Stunden elektrischen Strom erhält. Aber seine Hauptaufgabe sieht er in der Verbesserung der Landwirtschaft und Viehzucht (die Einheimischen kennen keine Düngemittel, keinen Gemüsebau und keine Milchwirtschaft).

Im letzten Frühjahr kam ein drittes Ehepaar. Sie haben sich sofort daran gemacht, eine Station für Erste Hilfe und Mütterberatung einzurichten, um der hohen Säuglingssterblichkeit und den vielen Fehlgeburten vorzubeugen. So hat jeder sein eigenes Aufgabengebiet und sucht durch seine besonderen Interessen und Fähigkeiten zum Werk der Gemeinde beizutragen.

Der Soziologe wird vielleicht gerne erfahren, daß alle diese Laienmissionare unter 30 Jahre und Kinder von Auswanderern sind. Ihre Eltern stammen aus Italien, Deutschland, Norwegen und Mexiko und haben in den Vereinigten Staaten eine gewisse Sicherheit, aber noch keinen Wohlstand erreicht. Während die Eltern in den meisten Fällen keine höhere Schulbildung besitzen, sind ihre Kinder doch fast alle einige Jahre auf die Universität gegangen. Auch P. Heßler stammt aus einer kleinbürgerlichen deutschen Familie.

Außer diesen ständigen Missionaren kommen öfter Gäste nach Bacalar, teils aus Neugierde, teils aber auch, um sich im Geist und in der Disziplin dieser Gemeinschaft schulen zu lassen. Ein jährlicher Gast ist Ade Bethune, eine belgische Künstlerin, die mit der Restaurierung der Kirche beauftragt ist. (Alle Kirchen in Mexiko sind Staatseigentum.) Diese Kirche wird nach streng liturgischen Prinzipien gebaut. Am Eingang, fast die ganze Breite des Schiffes füllend, liegt ein achteckiges Taufbecken, in das man hinabsteigen und durch das man hindurchgehen muß, wenn man zum Altar schreiten will. Seine halbhohen Wände sind mit blauen Mosaiken ausgelegt. Das Taufwasser befindet sich in einem Taufstein im Zentrum des Bassins. Der Altar steht hoch und frei, so daß die Messe zum Volk hin gelesen werden kann. Auch der Beichtstuhl steht gleich am Eingangsportal, um, wie der Taufbrunnen, der Idee bildhaften Ausdruck zu geben, daß der Aufstieg zum

Altar nur durch den Abstieg in den Taufbrunnen und den Beichtstuhl möglich ist, daß aber die Taufe nicht genügt — sie muß durch die anderen Sakramente zur Fülle des Christenlebens vollendet werden. An den Wänden der Kirche hat Ade eine Bilderbibel gemalt, die die Bedeutung der Sakramente und der Heiligen erklärt. Ein mexikanischer Künstler hat einen ganz modernen Kreuzweg dargestellt, worin die römischen Soldaten die Gesichtszüge und die Uniformen der mexikanischen Miliz tragen.

Jetzt haben sich auch ein Arzt und ein Ingenieur mit fünf Kindern angemeldet. So wächst der Kreis der Laienmissionare ständig und ohne Aufforderung, ja trotz der Warnung von P. Heßler, der an eine Organisation von Laienmissionaren nie gedacht hatte. Er ist geradezu erschrocken, sich so unvermutet als Mittelpunkt und Führer eines Kreises von Menschen zu sehen. P. Heßler gleicht in seiner asketischen Erscheinung einem mittelalterlichen Bußprediger — wenn auch in Zivil, denn der Staat verbietet die klerikale Kleidung. Er ist vielleicht das berufene Gegenstück zu dem mexikanischen Schnapspriester, den Graham Greene in seinem Roman „Die Kraft und die Herrlichkeit“ dramatisch dargestellt hat. Da nun P. Heßler überzeugt ist, daß dieses neue Werk gottgewollt ist, wagt er niemanden abzuweisen. Nur eine Aufnahmebedingung stellt er: die gänzliche Bereitschaft, mit der Hilfe Gottes und der „Familie“ heilig zu werden.

Die Gemeinschaft hat vorläufig noch keinen Namen. Man nennt sie einfach die „Familie“. Es gibt keine Regel und keine Gelübde; wohl aber wird der Geist des Gehorsams und der Armut verlangt. Die Laienmissionare haben freiwillig die Armut gewählt; sie wollen es in keiner Weise besser haben als die Einheimischen, doch wird ihnen die Armut sowieso aufgeñtigt durch das geringe Gehalt, das sie aus den Kollekten und den gelegentlichen Stiftungen amerikanischer Freunde beziehen. Jede Familie hat ihr eigenes Heim; die Selbständigkeit und Unantastbarkeit des Familienherdes soll durchaus gewahrt und betont werden. Zu gewissen Zeiten treffen sie sich in der Kirche und im Pfarrhaus. Besonders das Schuldkapitel hilft, die kleinen Familien zu einer großen „Familie“ zusammenzuschmieden. Auch P. Heßler, er zuerst, beugt sich dem Schuldkapitel. Alle sind von einem erstaunlichen Bußeifer beseelt, der sie zu immer strengeren Formen der Disziplin drängt.

Alles ist noch im Stadium des Tastens, Suchens und Probierens, da jegliche Vorbilder, nach denen man sich richten, und Erfahrungen, aus denen man lernen könnte, fehlen. Die Gefahr der blinden Nachahmung monastischer Traditionen muß vermieden und die Eigengesetzlichkeit des Familienlebens berücksichtigt werden. Auch darf die „Familie“ nicht zur „ecclesiola in ecclesia“ werden, also zum Selbstzweck, sondern muß ständig auf die Missionierung der Pfarrei ausgerichtet sein. Noch bestehen große Meinungsverschiedenheiten über das rechte Verhältnis von kontemplativem und aktivem, von Privat- und Gemeinschaftsleben, von direkter und indirekter Missionsmethode. Aber die Entwicklung drängt zweifelsohne zu einer festen

Form, sei es in der Art eines Laieninstituts, sei es in direkter Unterstellung unter den Bischof oder in Anlehnung an eine schon bestehende Missionsgesellschaft. Jedenfalls darf das junge Unternehmen nicht von einer Person allein, und sei es P. Heßler, abhängen, sondern muß durch eine Institution beglaubigt, gefestigt und auch finanziell sichergestellt werden.

Nachdem Geschichte und Lebensbedingungen von Bacalar sowie der Geist und die Träger der missionarischen Gemeinschaft beschrieben worden sind, bleibt noch die wesentlichste Frage zu beantworten: Welches sind die Mittel und Wirkungen dieser neuen Methode der Missionierung auf das Leben der Pfarrgemeinde?

Das ganze Leben der Gemeinde ist auf dem Grundsatz aufgebaut, daß die Hauptaufgabe der Christen die Darbringung des Meßopfers ist. Da das Wesen jeden Priestertums, also auch des allgemeinen, im Opfer besteht, so ist auch das Hauptanliegen der Laienmissionare das tägliche und bewußte Mitopfern der heiligen Messe. Das Apostolat steht erst an zweiter Stelle und hat wiederum als letztes Ziel, möglichst viele Menschen um den Altar zu sammeln. Die Messe ist also der Höhepunkt des Tages. Sie wird von der ganzen Gemeinde lateinisch gesungen oder spanisch rezitiert. Singend schreiten sie zur Kommunionbank und tragen dabei ihre kleinen Kinder im Arm. Jede Messe wird durch eine Predigt erläutert, selbst an Wochentagen. Wenn P. Heßler verreist ist, muß statt seiner ein Laienmissionar die Betrachtung halten, und zwar frei aus dem Herzen heraus.

Der ganze Tag ist durch die Liturgie geprägt. Er beginnt morgens 5.30 Uhr mit den Laudes und endet abends um 8 Uhr mit Rosenkranz und Komplet. An Sonntagen schließt sich noch ein Segen an. Während des Angelusläutens stocken Arbeit und Gespräch. Vor hohen Feiertagen wird um Mitternacht die Matutin gebetet. Es ist geradezu ergreifend, zu sehen und zu hören, wie diese Indianer, von denen manche nicht einmal lesen gelernt haben, doch die Horen auswendig singen können, wobei sie sich im Mittelgang des Kirchenschiffes in zwei langen Reihen gegenüberstehen und voreinander verneigen, als wären sie ein Chor von Mönchen. Natürlich wird das Stundengebet auf spanisch rezitiert.

Eine besonders schöne mexikanische Sitte ist das Morgenständchen (*mañanitas*), das die Dorfjugend auf ihren Gitarren an jedem zwölften des Monats, dem Tag der Erscheinung von Guadalupe, vor der Statue der Madonna von Guadalupe darbringt. Der Schutzpatron der Kirche ist der heilige Joachim. Die Wandillustration hinter seiner Statue und die zum Altar weisende Geste des Heiligen machen es deutlich, daß nicht er der Herr der Kirche ist, sondern Christus. Sein Festtag, der 16. August, ist die größte Feier im ganzen Territorium.

Da es den Einheimischen am Sinn für Lebensfreude und an Geselligkeiten fehlt, hat die Kirche eine einmalige Gelegenheit, die Menschen durch öffentliche Veranstaltungen anzuziehen und so nicht nur zum religiösen, sondern

auch zum sozialen Mittelpunkt des pueblo zu werden. Jeden Sonntag abend halten daher die Katechetinnen auf dem Kirchplatz eine Kirmes ab mit Volkstänzen, Spielen und Erfrischungen.

Einmal im Monat findet eine Familienkommunion mit Opferprozession und anschließendem geselligem Beisammensein statt, um den katholischen Familiensinn zu heben, was besonders notwendig ist, da die oft monatelange Abwesenheit der Männer auf den Maisfeldern und im Dschungel zur Ernte des Kaugummi und zum Holzfällen das Familienbewußtsein vielfach untergräbt.

Die liturgischen Formen und Feiern sind keineswegs festgelegt. P. Heßler fordert seine Laien immer wieder auf, neue Vorschläge zu machen, wie das Gemeinschaftsleben verbessert und der Gottesdienst verschönert werden könne. Dadurch fühlt sich jeder angespornt und beglückt, teilzuhaben an diesem lebendigen Wachstumsprozeß der Gemeinde. Bacalar ist in der günstigen Lage, noch ganz unberührt zu sein von den Problemen und Vorurteilen der alten, traditionsgebundenen Welt mit ihren festgefahrenen Formen der Frömmigkeit. Hier muß man ganz von vorne anfangen; hier kann das christliche Leben von den Wurzeln aus frisch wachsen.

Natürlich ist die Verwunderung der Einheimischen über das, was sich auf einmal in ihrer Mitte auftut, groß, und das Mißtrauen einiger gegen die „Gringos“ ist verständlich. Manche wollen einfach nicht aus ihrer gewohnten Lethargie gerissen und in den allgemeinen Wandlungsprozeß hineingezogen werden. Die Revolution dieser Missionspfarrei kann ebensowenig wie die der Arbeiterpfarrei des Abbé Michonneau ihren Erfolg mit eindrucksvollen Statistiken unter Beweis stellen. Doch wenn man den Zustand der ehemaligen Friedhofspfarrei vor 1952 mit dem gegenwärtigen vergleicht, muß man staunen, was in knapp drei Jahren seit der Ankunft der Laienmissionare schon geleistet wurde. Früher erschienen von den ca. 500 kirchenpflichtigen Katholiken des Ortes kaum 10 % zur Sonntagsmesse. Heute ist die Zahl um das Doppelte und Dreifache gestiegen, was für mexikanische Verhältnisse schon sehr viel ist. In den Außenstationen ist das Zahlenverhältnis ganz unterschiedlich. In manchen pueblos erscheint kaum ein Mensch zur Messe, in andern die ganze Einwohnerschaft. Dank Joes Vorbild und Eifer sind jetzt mehr Männer als Frauen in der Kirche zu sehen. Sogar die kleinen Kinder und die Hunde werden mitgebracht. Die Teilnahme am täglichen Stundengebet schwankt zwischen 10—30 Einheimischen und Missionaren. Gut drei Viertel aller Kirchenbesucher gehen jeden Sonntag auch zur Kommunion. Alle zwei Wochen wächst die Zahl der Kommunionen um 50. Nur der „Primero“ und der Lehrer wagen es noch nicht, sich an der Kommunionbank sehen zu lassen, da sie ja Staatsdiener sind. Es kostet Joe eine große Überredungskunst, die Männer dazu zu bewegen, nicht im Hintergrund, sondern neben ihren Frauen zu sitzen und mit diesen gemeinsam zur Kommunionbank zu gehen; denn das war bisher in Mexiko nicht üblich.

Die meisten Ehen sind nicht kirchlich geschlossen; früher, weil kein Priester vorhanden war, jetzt, weil man es noch nicht gewöhnt ist, oder einfach, weil man die Ehe erst ausprobieren will. P. Heßler verlangt grundsätzlich die nachträgliche Einsegnung der Ehe; so haben sich von rund 200 Paaren, deren Ehe ungültig oder zweifelhaft ist, bereits in diesen drei Jahren 80 zur kirchlichen Trauung gemeldet. Hier, wie in allen Missionsländern, wird die Taufe sehr streng genommen. Nur wenn die religiöse Erziehung der Kinder durch die Eltern oder die Paten gesichert ist oder Lebensgefahr besteht, spendet P. Heßler die Taufe. Oft ist die Verweigerung der Taufe das beste Mittel, um die Ehe der Eltern zu ordnen. Denn auf die Taufe bestehen selbst die ungläubigsten Eltern, sei es, weil sie der Taufe eine magische Kraft zuschreiben, die vor Krankheit schützt, sei es, daß sie sich der Geschenke angesehener Paten versichern wollen. Solange die Kinder nicht von klein auf in christlichem Geist erzogen werden, seien seine Mühen ohne bleibenden Erfolg, meint P. Heßler. Allerdings verbietet der Staat den Religionsunterricht, selbst an katholischen Privatschulen.

Noch bevor ein katholischer Pfarrer wieder in Bacalar Einzug hielt, hatten sich eine adventistische und eine presbyterianische Gemeinde (mit je 50—75 Anhängern) gebildet unter Führung von einheimischen Laienpredigern und unterstützt von amerikanischen Geldern. Der Seeleneifer und die Begeisterung dieser Protestanten ist ebenso erhebend wie ihre Unwissenheit und ihr Haß gegen die katholische Kirche erschütternd ist. Vor kurzem haben die Laienmissionare angefangen, die protestantischen Prediger und ihre Gottesdienste zu besuchen, um sie einzuladen, nun auch ihrerseits in die katholische Kirche zu kommen und an der gemeinsamen Bibellesung jeden Donnerstag im Haus von Don Arturo teilzunehmen. Seitdem ist der Bann gebrochen. Nach jeder Messe und nach jeder Komplet wird ein besonderes Gebet für die Wiedervereinigung aller Christen in einer Kirche gesprochen; diesen Brauch haben nun auch die Adventisten und Presbyterianer übernommen. Jeden Donnerstag brennt neben dem Tabernakel eine Una Sancta-Kerze, eine Sitte, die aus Deutschland eingeführt worden ist.

Das Ziel aller Missionare muß aber sein, sich selbst möglichst bald überflüssig zu machen. P. Heßler hofft, daß er in spätestens zehn Jahren von einem einheimischen Priester abgelöst werden kann. Gerade ist der erste Junge aus Bacalar ins Konvikt nach Merida gegangen, vom feierlichen Reise seggen der Gemeinde begleitet. Auch die Laienmissionare rechnen damit, in drei bis fünf Jahren in ein anderes Missionsfeld zu ziehen, sobald nämlich einheimische Familien genug geschult sind, um die Arbeit der ausländischen zu übernehmen. So teilen auch die Laienmissionare das Los der Heimatlosigkeit und ewigen Wanderschaft mit den Priestermissionaren, wenngleich das Opfer durch den Reiz der Neuheit und der Ferne etwas erleichtert wird.

Was Bacalar aufzuweisen hat, ist nur ein bescheidener Anfang; aber ein Anfang, der die Verheißung der Zukunft in sich trägt, weil er eine Antwort

auf den besonderen Ruf Gottes an unsere Zeit darstellt. Bacalar hat uns gelehrt, daß es nicht nur eine, sondern drei Arten der missionarischen Berufung gibt und daß diese zusammenarbeiten müssen. Es sind, um sie kurz zusammenzufassen:

1. Der Missionar als amtlicher Vertreter der Kirche, sei es als Welt- oder Ordenspriester.
2. Der unverheiratete Laienmissionar (Mann oder Frau, auch Laienbruder oder Klosterfrau), der nach den evangelischen Räten lebt, mit oder ohne Gelübde. Er soll den Priester soweit als möglich von den sozialen und caritativen Aufgaben sowie vom Religionsunterricht entlasten, damit dieser für seine eigentlich priesterlichen Aufgaben frei wird: für Messe und Sakrament, für Seelsorge und Predigt.
3. Die Missionarsfamilie. Dies ist eine Berufung von Mann und Frau zugleich. Gemeinsam sollen sie durch das Vorbild ihres Familienlebens die christliche Gemeinde und Gesellschaftsordnung schaffen.

Die Familie in der Sowjetpädagogik

Von GERHARD MÖBUS

Als die Bolschewisten im Jahre 1917 in Rußland zur Macht kamen, gehörte zum politischen Programm der kommunistischen Staatsführung auch die Beseitigung der Familie. Die Familie wurde als eine „Quelle individualistischer Weltanschauung und bürgerlicher Überlieferung“ bezeichnet; an ihre Stelle sollten der „kollektive“ Mann und die „kollektive“ Frau treten, deren Kinder in staatlichen Kinderheimen und Erziehungsanstalten aufwachsen sollten.

Man folgte darin der marxistischen Theorie, wie sie sich schon im Kommunistischen Manifest aussprach, das Familie und Prostitution in einem Atemzug als geschichtliche Wirkungen wirtschaftlicher Verhältnisse nannte. Was Marx mehr andeutete, hatte Engels in seiner Schrift „Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats“ ausführlich dargestellt. Für ihn war die Familie in der Form der „klassischen Monogamie“ eine Erscheinung, die ihre Ursache in der ökonomischen Situation der arbeitsteiligen, durch Privateigentum charakterisierten „Klassengesellschaft“ hat. Mit dem Untergang der Klassengesellschaft muß deshalb auch die Familie hinfällig werden. Engels sagt dazu: „Mit dem Übergang der Produktionsmittel in Gemeineigentum hört die Einzelfamilie auf, wirtschaftliche Einheit der Gesellschaft zu sein. Die Privathaushaltung verwandelt sich in eine gesellschaftliche Industrie. Die Pflege und Erziehung der Kinder wird öffentliche Angelegenheit; die Gesellschaft sorgt für alle Kinder gleichmäßig, seien sie eheliche oder uneheliche. Damit fällt die Sorge weg wegen der ‚Folgen‘, die heute das wesentlichste gesellschaftliche — moralische wie ökonomische —